



EUGEN D. POPIN

DIE NACHT DES GEFANGENEN oder Alles muß gesagt werden

Übersetzung aus dem Band *Die Nacht des Gefangenen*, (*Noaptea prizonierului*) erschienen im Limes Verlag, Klausenburg, 2026)

INSZENIERUNG*

...Und ja, der betreffende Tag ist gekommen, also der Tag, an dem ich der Antrag auf Aufnahme in die Partei-Organisation innerhalb der Institution, in der ich angestellt war, *eingereicht* (was für ein seltsames Wort!) habe. Anschließend wurde ich in das Büro der Parteiorganisation eingeladen, um die Unterlagen zu besprechen. Dort nahm neben einigen dienstlichen Kollegen mit Ämtern auch eine Vertreterin des städtischen Parteiorgans (!) teil. Kaum hatte ich das erwähnte Büro betreten, das wie für eine Prüfung vorbereitet wirkte, mit einer Kommission hinter einem redlichen Tisch, natürlich mit roter Tischdecke, da spürte ich die Feindseligkeit, deutlich im Gesicht der Vorsitzenden des Treffens mit dem *Kandidat*. Mir wurde angeboten, mich auf einen Stuhl in der vorderen Reihe vor dem Präsidium zu setzen. Ohne große Förmlichkeiten begann eine Diskussion über den Inhalt der Unterlagen. Ehrlich gesagt wurden mir Fragen gestellt, die keinerlei besondere Bedeutung hatten. Mal über die Familie, mal Fragen aus Parteidokumenten (!), auf die ich nicht immer die erhoffte

Antwort hatte; manchmal gab es gar keine Antworten. Das gesamte Inszenierung dauerte eine halbe Stunde. Warum sage ich *Inszenierung*? Die Kommission (bestehend aus dem Parteibüro der Institution, in der ich arbeitete) funktionierte formell; die Kollegen fungierten als obligatorische und peinliche Statisten für die *Genossin* des *höheren Parteigremiums*. Jene Genossin hatte bereits, wie in den 50er Jahren, die vorgefertigte Antwort auf mein Antrag, lange im Voraus. Am Ende wurde mir natürlich von der Höhe der *Genossin*-Position *mitgeteilt*, dass ich *nicht ausreichend vorbereitet* sei um in die Reihen der Partei aufgenommen zu werden. Und die Genossin entschied, *in Absprache mit der B.O.B. (Büro der Basisorganisation !)*: die Anfrage wird auf einen später zu bestimmenden Termin verschoben. Nun, eine solche Demütigung lässt sich nur schwer als stolzes Vorzeigestück verbuchen. Besonders in jungen Jahren.

Nach Beendigung der Sitzung ging ich zu Fuß nach Hause. Wie sonst auch, war ich zerschlagen, und wahrscheinlich war das auch verständlich. Auf dem Weg durch die Stadt, mit der natürlichen Hektik des Nachmittags, kam es mir jetzt fremd und kalt vor. Ich erinnerte mich an Momente der Sitzung (ich stand üblicherweise) und durchlebte das Gefühl des Gefangenen, dem alle Rechte entzogen waren, noch einmal. Ich war mir bewusst und machte mir Vorwürfe, dass ich es *de facto* mit meiner eigenen Hand getan habe. Und das, obwohl ich selbst nicht von der Ideologie überzeugt war, der ich mich anschließen müsste. Erschüttert vom Straßenlärm fiel mir ein, wie ich an einer Kreuzung an einem großen Gemälde *des Generalsekretärs der Partei* vorbeikam, Seiten aus Orwells Buch – 1984. Das Bild des Großen Bruders herrschte dort; doch dieses Gesicht, so bekannt, war hier nicht weniger präsent. Alles, was Orwells Text so bildhaft schilderte, lebte *noch nicht* in unseren Häusern, und wir wurden noch nicht *rund um die Uhr* von der Partei-Staat überwacht. Dennoch wussten wir, dass die Securitate eine Art und Weise hatte, uns zu hören und zu sehen. Ich tröstete mich damit, *dass ich* für das allmächtige Organ höchst unbedeutend war. Als ich vor dem Block ankam, in dem ich wohnte, blickte ich instinktiv nach oben in Richtung der Etage, in der sich unsere Wohnung befand. Die Fenster waren geschlossen,

ein Zeichen dafür, dass meine Frau das Büro noch nicht verlassen hatte. Gegen meine Gewohnheit stieg ich diesmal ohne Eile die Treppe bis zur siebten Etage hinauf. Ich war innerlich leer, gedankenlos, erschöpft. Ich stieg die Stufen hinauf und zwang mich dazu, sie zu gehen. Als ich vor dem Eingang der Wohnung ankam, drückte ich instinktiv den Klingelknopf und wurde sofort mit der Realität konfrontiert: „*Klopfe, und es wird aufgetan!*“. Hier musste ich es allerdings selbst machen. *Ich muss und ich werde es tun*, sagte ich mir.

Ich schaute einen Moment auf den Hausschlüssel, den Schlüssel zu einem echten Yale, ein Schloss, das sich mit keinem Werkzeug leicht öffnen ließ, ein zusätzliches Hindernis für diejenigen, die uns einen *Arbeitsbesuch* abstatten wollten//mussten. Als ich drinnen war, erinnerte mich die Stille der Wohnung an das Gefühl, als Kind von der Schule zurückzukommen.

Zog meine Jacke aus und hängte sie auf den Kleiderbügel im Flur, eine Eigenkreation aus Latten und Kleiderbügeln, die ich bei „*Dem guten Hausherrn*“ gekauft hatte. Der ovale Spiegel daneben und sein Rahmen waren das Ergebnis meiner Bemühungen. Ich war, ja, wieder zu Hause, auf den wenigen Dutzend Quadratmetern, auf denen wir, zumindest theoretisch, unsere Privatsphäre hatten. Ich zog meine Hausschuhe an und betrat dann geistesabwesend das Wohnzimmer. Plötzlich fiel mir durch den Stoff der Vorhänge der Horizont auf: Dichter, weißlicher Rauch stieg in den Himmel, um sich dann über der Nachbarschaft niederzulassen. Es stammte aus der Waschmittelfabrik, aus dem hohen Fabrikschornstein, der keine Filter für die beim Produktionsprozess freigesetzten Partikel hatte. Die Fensterscheiben in der Nachbarschaft waren stets mit einer feinen Schicht weißen Staubs bedeckt, der sich zu Schäumen verwandelte, wenn der Sommerregen gegen sie prasselte. Aber wir waren jedoch froh, unser Zuhause zu haben, ein Dach über dem Kopf, und obwohl die Wohnung Komfort eins war, hatte sie nur zwei relativ kleine Zimmer. Da ich Eigentümer dieser von meinen Eltern gekauften und mir als Junggeselle zugeteilten Wohnung war, hatte ich als Single keinen Anspruch darauf, laut Anweisungen der Rumänischen Kommunistischen Partei eine größere Wohnung zu erhalten oder zu kaufen. Im Haus meiner Eltern hatte ich ein

eigenes Zimmer mit Zugang zum Wohnzimmer, etwa so groß wie die beiden Zimmer der Wohnung. Mit der Zeit gewöhnten wir uns jedoch (seltsamer Schluss!) an den Platzmangel und fühlten uns wie zu Hause.

Ich setzte mich auf das Sofa und dachte lange darüber nach, was in der halbstündigen *Sitzung* besprochen wurde. Das heißt, ich war *noch nicht* bereit, in die Reihen der Einheitspartei der Bürger meines Landes aufgenommen zu werden. In diesem Moment kam mir eine Frage in den Sinn, die ich der Genossin vom Stadtkomitee stellen musste: *Wessen Partei ist das?* Siehst Du, wie immer, mir kommen Fragen wie diese erst *post festum* in den Sinn.

Nach einer Weile kam auch meine Frau Ica nach Hause. Kaum hatte sie die Tür geöffnet, stand sie einen Augenblick da und warf mir einen Blick zu, als könnte sie nicht fassen, was sie sah, mich mit hochgezogener, und dazu noch mit einer viel zu geraden Stirn. Ich wartete nicht darauf, sie zu fragen, was los war, ich erzählte ihr ausführlich, wie der *Verhörprozess* abgelaufen war.

Ja, guter Jonathan, was war diese Maskerade anderes, wenn doch das Urteil schon vor Beginn eindeutig feststand? Sogar Ica, deren Vater in den sechziger Jahren Mitglied gewesen war, erklärte nicht, wie man so vorgehen konnte. Und weil ich beim Verlassen des Büros am Türschild des B.O.B. einen Dienstplan mit Audienzen gesehen hatte, beschloss ich, noch am selben Tag eine Audienz beim Sekretär der Organisation zu beantragen. Ica berichtete ich von meiner Absicht. Ohne lange zu zögern nickte sie zustimmend und fügte hinzu:

Ja, das musst du tun! Auf jeden Fall!

Nur nach dem Zusammenbruch des sozialistischen Blocks bekam ich überhaupt die Möglichkeit zu verstehen, warum man mir Hindernisse in den Weg zur Literatur stellte. Heute bin ich davon überzeugt, dass *die Genossin, von der die Rede war*, schon lange vor dem Tag der Sitzung über mich und meine Eltern informiert gewesen war. Mein Vater, der Arme, war seit Jahrzehnten geächtet und auf Index gesetzt.

Obwohl er dem Organ nie Gründe gegeben hatte, verfolgt zu werden, war er viel zu schüchtern, viel zu ängstlich, zu verängstigt; und doch wurde er über all die Jahre hinweg belästigt und *verarbeitet*, um einen Begriff aus der Sprache des *Organs* zu verwenden.

Es dauerte eine gute Weile, ehe ich mich entschied, mich im Büro der Parteiorganisation für eine Audienz anzumelden, absichtlich sogar an dem Tag, an dem dort die *gnadenlose* Genossin anwesend war. Und ich habe das Wort „*gnadenlos*“ nicht umsonst benutzt; später werde ich noch Details nachliefern. Ich erinnere mich sehr genau daran, dass man mir fast eine Stunde lang das Warten ermöglichte, bevor mir der Eintritt gestattet wurde. Was mir auch damals besonders seltsam vorkam, war die Tatsache, dass die Genossin von zwei Mitgliedern des B.O.B. flankiert wurde, Leute, die für Verbindungen zu verschiedenen hochgestellten Personen aus dem Landkreis und aus der Securitate bekannt waren. Nachdem ich eingetreten war, forderte mich die Genossin auf, mich zu setzen, und gewährte mir das Wort. Es schien mir richtig und normal, mich herablassend anzusprechen und meine Unzufriedenheit höflich sowie punktgenau zu formulieren. Dem Ausdruck meiner Bitte folgend, diesmal jedoch in klaren Worten, äußerte ich meine Unzufriedenheit darüber, dass mir grundlos die Aufnahme in der Partei verweigert worden war. Dabei betonte ich, dass ich absolut überzeugt sei, nicht alle Parteimitglieder Kenntnis vom Inhalt *aller* Parteidokumente hätten und dass jeder im Laufe der Zeit recherchieren und seine Lücken schließen könne. Noch bevor der Satz vollständig war, bekam ich jedoch eine schroffe Ansprache von der Genossin zu hören:

„Genosse, Sie haben nicht die Befugnis, Mitglieder der Partei zu bewerten. Die ideologische Ausbildung ist dafür da, das politische Niveau der Mitglieder zu erhöhen, und das tut sie auch sehr gut. Wenn Sie noch etwas anzumerken haben, höre ich Ihnen zu!“

Nun geschah genau das, was ich um jeden Preis vermeiden wollte. Ich sprang sofort auf, und machte meinem Unmut mit allem Nachdruck Luft: *Gnädige Frau (sic!), die Partei ist nicht Ihre Partei, sondern gehört zu Rumänien!*“

Danach, ohne auf eine Reaktion zu warten, wandte ich mich eilig zur Bürotür, öffnete sie, trat hinaus

und schloss sie mit einem lauten Knall hinter mir. Einer von denen, die sie zuvor flankiert hatten, erzählte mir nach 1989, die Genossin habe nach meinem ungestümen Weggang einen Nervenzusammenbruch erlitten und bedrohte mich.

Was folgte, wäre ein Filmszenario fiktionaler Natur, wenn es nicht Realität gewesen wäre. Zu Hause angekommen, obwohl ich wieder zu Fuß gegangen war, setzte ich mich am Esstisch in Wohnzimmer und verfasste sofort einen Brief an den *Großen Bruder der Ära der Großen Nichterfüllungen* (bzw. Nicolae Ceaușescu). Unglaublich, aber die Art und Weise, wie man mir geantwortet hat und wie man mich angesprochen hat, hat alle Grenzen überschritten. Nein, so etwas kann man *definitive* nicht akzeptieren. Ich las und las den Inhalt mehrmals, dann schrieb ich ihn sorgfältig auf einem weißen Blatt Papier. Ica, die inzwischen von der Arbeit heimkam, war in der Küche; doch wie immer, wenn sie mich so distanziert sah, ließ sie mich in Frieden, überzeugt davon, dass ich ihr später ausführlich erzählen würde.

Ich hatte den Brief verfasst, der tatsächlich, stell dir vor, Jonathan, eine Klage *einer Paria* an den Großen Bruder der Ära war. Darin prangerte ich punktuell Taten an, die deutlich gegen moralische und ethische Prinzipien verstießen. Und bin immer noch der Meinung, dass ich nichts zu bereuen habe, egal wie oft oder wie wenig ich dem Menschen gegenüber war, dem ich *diese Klage* richtete. Denn, und *de facto*, ich wandte mich ja an eine Funktion und nicht an die Person, die diese Funktion *innehatte*. Nachträglich betrachte ich dies als eine Geste des Widerstands gegen den Autoritarismus derjenigen, die in Parteikreisen und Verwaltungskreisen sitzen. Natürlich hatte diese Geste keinen gesellschaftlichen Wert oder Echo, nur vielleicht im Hinblick auf mich selbst. Briefe von Bürgern erhielt, so glaube ich, ihre Empfangsanordnung täglich. Briefe von Bürgern, und davon bin ich überzeugt, erhielt *der große Lenker* wohl täglich. Aber ich habe um nichts gebeten. Ich wollte einfach keinen Raum für Missbrauch lassen, nur weil eine Person in einer Entscheidungsposition es für richtig hielt. Und oben-drein machte ich mich auch nicht selbst zum Opfer,

ich fühlte und stand über dem, was die edle der Ideologie versklavte Genossin erreichen wollte. Gegen meinen Vater ermittelte die Securitate. Er war stur und spielte nicht das berüchtigte Spiel; aber was war meine Schuld, dass er sich selbst treu blieb? *Dass der Splitter nicht weit vom Stamm springt*, das wäre auch wahr, aber wer bist du, *Genossin M.N.*, dich da einzumischen, nur weil ich aus eurer Sicht angeblich *nicht gesund abstamme*. Aber ja, diejenigen, die mit Galonenaten den Pakt geschlossen hatten, deren Akten und Biografien wurden über Nacht bereinigt.

...ja, du wusstest zu schweigen
zu ertragen
Knüttel nach Knüttel
der Schmerz
dich umfasst
zu lassen
vom Scheitel
bis zur Wurzel des Tons

(.....)

ja du wusstest
wie man ruhig bleibt
demütig zuhören
Anbetung -
Tröster der Cherubim

**(Kern – meinem Vater in Memoriam - Murrel
jenseits der Stille, Limes Verlag Klausenburg, 2021)**

Ja, Ica, immerhin nach der heutigen Anhörung bei der B.O.B., nachdem die Genossin aus der Stadt mich mit Schmach überschüttet hat, habe ich beschlossen, dass diese Geschichte nicht in einem Fischeschwanz enden darf. Deshalb habe ich mich entschieden und den Großen Bruder (!) geschrieben.

Ich war nun in der Küche. Ica sah mich traurig und fragend an, ohne etwas zu sagen. Ich reichte ihr den Entwurf des Briefes. „*Mein Gott, willst du ihn wirklich abschicken?*“, sagte sie schließlich und blickte mich besorgt mit ihren großen braunen Augen an.

Aber sicher, per Einschreiben mit Empfangsbestätigung! Damit der Brief nicht verloren geht oder irgendwo vergessen wird, hörte ich mich selbst fest sagen. Zumindest so viel bin ich mir selbst schuldig, fügte ich hinzu.

Ich weiß nicht, ob es klug ist, in Konflikt mit... zu geraten, versuchte Ica mich zu überzeugen, auf das Vorhaben zu verzichten.

Keineswegs Konflikt, hier geht es um etwas anderes, und glaub mir, so etwas lasse ich nicht einfach wie Wasser an mir vorbeigleiten, sagte ich deutlich, während ich aus der Küche ging.

Ich kehrte zum Tisch im Wohnzimmer zurück, faltete den Brief, adressierte den Umschlag mit allen amtlichen Anreden und klebte ihn zu. Ich wusste, Ica hatte wie üblich etwas für das Mittagessen gekocht, verspätet wie immer, also würde ich den Brief später zur Post bringen. Wir setzten uns an den Küchentisch und aßen, ohne etwas zu sagen außer ein leises *Guten Appetit*. Nun, eine solche Situation war keineswegs etwas banal, und von nun an ging es mit dem Schneeball bergab.

Ja, Jonathan, ein Blatt Papier, auf dem ein Individuum schwerwiegende Behauptungen gegenüber einer Amtsperson in der Parteiorganisation einer Großstadt erhebt, selbst wenn sie der Wahrheit entsprechen, ist etwas, das keinem der Beteiligten gut tut, besonders dem Unglücklichen, der sich traut, *mit dem Stein gegen einen der Auserwählten der einzigen politischen Organisation des Landes zu werfen*. Ich habe es gewagt, weil ich nur die Wahrheit sagte, von der ich fest überzeugt war, dass sie so ist. Und tatsächlich war es wirklich so. Wenn ich dabei meine Stimme gegen eine Unwahrheit hätte erheben müssen, könnte ich mich nicht selbst in die Knie zwingen, nur weil ich, bedingungslos, den Kopf unter dem Arm tragen muss. Natürlich fiel es mir nicht leicht, die Beklemmung zu überwinden, sagen wir Angst, die übliche Begleiterin eines solchen Schritts. Aber nachdem ich den Brief beim Postamt abgegeben hatte, verspürte ich ein Gefühl der Befreiung.“

Ja, sagte ich mir, das war nötig, das musste so sein. Und jetzt habe ich es geschafft.

Wäre ich bei der ersten Erscheinung und dem ersten Nein geblieben, hätte das bedeutet, mich selbst verraten zu haben. Das war mein Gefühl damals, und es hat sich bis heute nicht geändert. Die Geste war keine Revolte, nichts, worüber man allzu viel reden müsste. Der einzige Aspekt, der *vielleicht* Gewicht hatte, war, dass ich bereits einige Veröffentlichungen in der regionalen Literaturpresse hatte. Andernfalls wäre es einfach in den Papierkorb gegangen. Es waren bereits Jahre, in denen sich das Verhältnis zwischen der *Einparteindiktatur* und der Bevölkerung etwas gelockert hatte. Im Vergleich zu jenen Jahren des Terrors war es jetzt möglich, *zu klagen, zu reden*. Was gewöhnlich *bemängelt wurde*, waren Kleinigkeiten, die von den lokalen Behörden meist direkt behoben wurden. Es war etwas ganz anderes, wenn es jemand wagte, Tatsachen beim Namen zu nennen und mit dem Finger auf eine Heiligkeit des Regimes zu zeigen. Es war etwas ganz anderes, wenn *es jemand wagte*, Tatsachen beim Namen zu nennen und mit dem Finger auf eine *Heiligkeit des Regimes* zu zeigen. Jetzt, nach so vielen Jahrzehnten, stelle ich mit einiger Bitterkeit fest, dass die Erlebnisse dieser Jahre, wenn man sie nicht ignoriert, mit Desinteresse betrachtet werden. Nichts Neues, weiß ich, aber unfair gegenüber denen, die jeden Tag die Einschüchterungen ertragen mussten, die Angst davor, man selbst zu sein, die Anstrengung, in einer Parallelwelt zu leben.

Schließlich, vermutlich die Folge des Briefes, wurde ich am nächsten Tag mündlich zum B.O.B. (Büro der Basisorganisation) eingeladen (sic!). Die Einladung fiel wie ein Donnerschlag am Mittag eines Spätsommertages. Es war nichts Spektakuläres: ein höfliches Gespräch, ohne verschlossene Fragen, nichts, wovon jemand auf der Straße, der die Tagesschau verfolgte, keine Kenntnis gehabt hätte. In der darauf-folgenden Woche fand auch die Aufnahmeversammlung statt, wieder nichts Besonderes: Formalitäten erledigt, und ich wurde Inhaber eines roten Hefts. Praktisch nützte es nichts. Vielleicht nur, um die graue Monotonie der Sitzungen aufzuhellen, in denen ein Material aus Zeitungen vorgelesen wurde und von

geringer Bedeutung war. In meinem Leben als Schriftsteller geschah nichts, was ich zu vertreten bemüht war, aber auch nichts. Vielleicht nur ein monatlicher Zusatzbeitrag, den jeder Inhaber eines roten Hefts zahlen musste.

Ach ja, die Organisation gab mir eine Dauer-aufgabe: die Wandzeitung der Einrichtung. Artikel, aus der Presse zusammengestückelt, die niemand las, das war für Genossin N. M. die Hebung des politischen Niveaus. Dann war das Vorlesen eines Artikels aus der Zentralpresse die politische Schulung. Also untermauerten später die Tatsachen die Vorwürfe gegen die Genossin, die eifrig über die lebendige Flamme des Kommunismus wachte. Tatsachen, selbst ohne ihr Zutun, waren unbestreitbare Wahrheiten.

Nun ziemt es sich, zu einem Moment überzugehen, der das Leben des Parteimitglieds, das ich war, erschütterte und das ist unbestreitbar. Wenn mich meine Erinnerung nicht trügt, was ich bezweifle, muss es in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre gewesen sein. Auf Ebene der Einrichtung, in der ich meinen Beruf ausübte, einer Einrichtung mit mehreren Parteiorganisationen, fand eine Rechenschaftskonferenz statt, an der wir ausnahmslos alle Mitglieder teilnehmen mussten. Es war ein bis zum Bersten gefülltes Amphitheater mit Mitgliedern, die versammelt waren, um den Rechenschaftsbericht zu hören. Im Präsidium saßen alle Parteisekretäre der Organisationen, und an der Sitzung nahm als Ehrengast (!) vom städtischen Parteiorgan Genossin N. M. Teil, eine allseits bekannte und übliche Gepflogenheit.

Vor Beginn der Konferenzarbeiten wurde der namentliche Appell aller Anwesenden gemäß den Tabellen jeder Organisation durchgeführt, wobei jeder als anwesend abgehakt wurde. Dann wurden die besagten Tabellen dem am Präsidiumstisch sitzenden Organisationssekretär übergeben. Ich habe die Präzisierung für diejenigen vorgenommen, die vom Schicksal von solchen Lächerlichkeiten verschont wurden. Es klingt unglaublich, war aber im Geiste jener Zeit gerade dazu da, zu unterstreichen, zu welchem Pharisäertum der Parteiapparat fähig war. Der besagte Apparat blähte seine eigene Existenz auf, insbesondere in der Öffentlichkeit, um das irreal

Bild einer prosperierenden Gesellschaft zu schaffen, während jedoch unwiderlegbar die Heuchelei derer bewiesen wurde, die ihm dienten.

Nach einer guten Stunde, in der ich mich mit einigen Kollegen über Belanglosigkeiten unterhielt, einfach nur, um die Zeit zu vertreiben, ignorierte ich das verständliche Summen zweier Lautsprecher, die angeblich die Reden der im Präsidium Feststeckenden verstärkten.

Ich hielt es für angebrachter, zu meiner unterbrochenen Arbeit zurückzukehren, deren Ergebnis am nächsten Tag von den Kollegen aus der Abteilung erwartet wurde. Gesagt, getan; ich verabschiedete mich von den Kollegen und ging eilig davon. Als ich im Gebäude der Einrichtung ankam, sah mich die Kollegin am Pfortnerdienst verwundert an, wie ich allein gekommen sei. Ich erklärte ihr im Vorbeigehen, dass ich die begonnene Arbeit beenden müsse und die Sitzung noch nicht zu Ende sei. Sie zuckte mit den Schultern und lächelte. Ich zog meinen Kittel an und erledigte zügig das, was ich vor dem Mittagessen begonnen hatte, innerlich zufrieden, dass ich keine Zeit mehr damit verschwendet hatte, sinnlosen Phrasen zu lauschen. Nachdem ich meine Arbeit nach gut zwei Stunden beendet hatte, es war bereits nach Dienstschluss, räumte ich wie gewohnt meinen Arbeitsplatz auf und machte mich auf den Heimweg.

Erst jetzt, mein lieber Jonathan, kann ich sagen, dass diese Geschichte, die vielleicht banal erschienen ist, beginnt, sich in eine wahre Commedia dell'arte zu verwandeln. Am nächsten Tag, gleich in der ersten Morgenstunde, wurde ich dringend zum Parteisekretär gerufen, der zugleich auch der Direktor der Abteilung war, in der ich angestellt war. Ohne mir irgendwelche Gedanken zu machen, betrat ich ruhig das Büro und traf auf einen anderen Menschen als den, den ich gewohnt war. Normalerweise begrüßte mich der Direktor, ein ansonsten sehr angenehmer Mensch, mit einem Lächeln; diesmal war er nachdenklich und leicht verstimmt. Ohne Einleitung fragte er mich direkt:

Warum bist du gestern von der Konferenz gegangen, ohne das Präsidium um Erlaubnis zu fragen?

Etwas verunsichert zögerte ich ein paar Sekunden mit

der Antwort. Dann sagte ich ruhig:

Ich war der Meinung, dass die begonnene Arbeit im Dienst unbedingt beendet werden musste, und mit oder ohne meine Anwesenheit dort war die Sitzung satzungsgemäß. Sie zu stören, ziemte sich nicht.

Ich erläuterte dann genau, was ich hatte fertigstellen müssen, gerade weil die Proben mit der Zeit verfielen, was nicht wünschenswert war. Der Direktor sah mich an; diesmal war er verunsichert, und er nickte zustimmend. Dann forderte er mich auf, auf dem Stuhl vor dem Schreibtisch Platz zu nehmen. Nachdem er sich auf seinen Stuhl gesetzt hatte, fügte er, sichtlich beunruhigt, hinzu:

Du weißt doch, wie sehr dich Genossin N. M. ins Herz geschlossen hat. Gestern, am Ende der Sitzung, schickte sie mich, um dich zu suchen, damit du zum Präsidium kommen sollst. Und... ich habe dich nicht gefunden. Als ich ihr sagte, dass du nicht auffindbar bist, entgegnete sie, dass du bereits seit der Mitte der Sitzung fehlst und das bestraft werden müsse. Und sie gab mir den Auftrag, dir eine schriftliche Erklärung abzuverlangen, warum und wohin du gegangen bist, dich unbedingt zur Diskussion in der Versammlung der Organisation zu stellen und vorzuschlagen, dass dir ein Rügevotum mit Verwarnung ausgesprochen wird. Deshalb bitte ich dich: Sieh, gerade eben ist es mir eingefallen, schreib in die Erklärung, dass dir schlecht war, dass du eine Nierenkolik hattest, dass du dich übergeben musstest. Mit so einem Grund wird niemand mehr etwas sagen, und es wird auch nicht zu einem Rügevotum mit Verwarnung kommen.

Ich sah meinen Chef lange und mit besonderer Wärme an. Auf meinem Gesicht jedoch konnte man ablesen, dass ich kategorisch ablehnte, mit einem langen, aber unausgesprochenen NEIN. *Das ist doch das Einfachste, und so entgehen wir der ganzen Angelegenheit*, fügte der Direktor lächelnd hinzu.(.....)

*Der Text ist *nur* ein Fragment des Kapitels „*Inszenierung*“.